



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### **Praeterita**

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens  
vielleicht wert sind

**Ruskin, John**

**Strassburg i. E., 1903**

Vierzehntes Kapitel: Mont Velan. 1854 - 56

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

## Vierzehntes Kapitel.

### Mont Velan.

Mein Vater war äußerst überrascht und betroffen, daß ich als beste Frucht meines Sommeraufenthalts in Italien nur eine Kopie aus der „Königin von Saba“ heimbrachte. Es war nicht einmal die Königin selbst, sondern nur eine ihrer Edeldamen, von deren Staatskleid aus Goldbrokat sich die Gestalt des Mohren abhebt, welcher auf einem Teller zwei grün und rote Papageien hereinträgt. Dazu kamen noch ein dunkler Gewittersturm auf dem Monte Rosa, ein anderer auf dem Mont Genis und ein oder zwei traumhafte Nebelbilder auf dem Monte Viso. Die Anordnung der Felsen auf der Monte Visospitze darzustellen war mir unmöglich; und nachdem ich in Turin etwa hundert Pfund für Trauben, Feldhühner und die Oper ausgegeben hatte, sandte mir meine Mutter fünf Pfund, um meinen Frieden mit dem Himmel zu machen, indem ich das Geld den Kirchen von Waadt schenken sollte. Ich verbrachte einen Sonn-

tag unterhalb des Monte Viso, fand, daß er weder erwähnenswerte Felsen noch Gletscher habe und daß ich mit den Hirten zu keinem vertraulichen Geplauder kommen konnte, weil ihre Hunde unverföhnlich bellten und knurrten. Sie hatten von ihren Herrn anscheinend gelernt, die ganze Menschheit als Diebe zu betrachten.

Ich führte eine gottesfürchtige, fromme Unterhaltung mit der Person, der ich die fünf Pfund meiner Mutter übergab; ungleich angenehmer war mir jedoch die Dankesbezeugung einer alternden Ballettänzerin, der ich ebensoviel aus meiner eignen Kasse schenkte. Sie war durchaus nicht hübsch und mußte von einem geringen Gehalt leben, in steter Sorge arbeitsfähig zu bleiben, doch machte sie ihre Sache gut und sah hübsch aus, beim Schein des Kampenlichtes.

Damals bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Zeichnungen, die ich zu meinem eigenen Vergnügen machte, niemand zu gefallen schienen, während die kleinen Tuschkizzen, die für meinen Vater bestimmt waren, um ihn mit meinem Aufenthaltsort bekannt zu machen, mir immer gut gelangen; eine davon, auf der die untergehende Sonne eine lange Straße hinab durch einen Wald von Bajonetten scheint, den man zum Klang von Militärmusik sich fortbewegend denken muß, gefällt mir noch heute. Nachgerade jedoch begann Turin mich nicht minder zu langweilen wie Bellinzona, sodaß ich ebenso gut nach Hause zurückkehren konnte. Ende August fuhr ich bis Susa und wanderte am nächsten Tage mit Couttet gemächlich über den

Mont Genis nach Lans-le-bourg. Am zweiten September beglückwünschte ich telegraphisch um die Frühstückszeit meine Mutter zum Geburtstag, und schon vor Mittag hatte sie dankend zurück geantwortet; da kam mir der Gedanke, die Telegraphie sei am Ende doch nicht so unnütz.

Wie schon gesagt starb Turner 1851; Prout hatte uns schon früher verlassen, ich konnte von nun an meinen Geburtstag nie mehr mit ihm feiern. Anscheinend vollkommen gesund und heiter begab er sich eines Abends von Denmark Hill nach der De Crespigny-Terrasse — und wir sahen ihn niemals wieder.

Und mein Hund Wisie, ist er auch gestorben? In diesem Augenblick kommt es mir ganz wunderbar vor, daß er jemals hat sterben können. Es war ein weißer Spitz, gerade wie der Hund auf Carpaccios Gemälde des hl. Hieronymus; ich erhielt ihn von einem jungen österreichischen Offizier, dem Grafen Thun, der später bei Solferino fiel. Bevor sich der Hund genug an mich gewöhnt hatte, nahmen Georg und ich ihn zum Lido mit, um ihm ein kleines Seebad zu geben. Georg hielt ihn bei den Vorderpfoten aufrecht in den sich kräuselnden Brandungswellen. Wisie riß sich los und rannte in größter Eile — ins Feenland, wie Friedrich der Große bei Mollwitz. Er war drei Tage und Nächte vom Lido verschwunden und fristete sein Leben durch gemeinen Diebstahl. Die Fischer und Hüttenbewohner taten ihr möglichstes, um ihn zu

fangen, aber sie erzählten mir: er rannte wie ein Hase und sprang wie ein Pferd. Schließlich ging er bei helllichem Tage in das tiefe Wasser und schwamm gerade aus nach Venedig, entweder vom Hunger überwältigt oder da er eingesehen hatte, daß sein Dienst bei mir der Freiheit auf dem Lido vorzuziehen sei. Ein Fischer sah ihn aus einiger Entfernung, ruderte hin, nahm ihn, der ganz ermattet durch den Tang schwamm, auf und brachte ihn zu mir. Die Madonna della Salute war versöhnt durch sein reuiges Kämpfen mit der See.

Von da ab wurde er ein gehorsamer und treuer Hund, obwohl er einen äußerst eigenwilligen und selbstbewußten Charakter hatte. Ich wohnte damals an der Nordseite des St. Markusplatzes, und er pflegte den größeren Teil des Tages außerhalb des Fensters auf dem Gesimse zu sitzen und die Sitten und Gewohnheiten Venedigs zu beobachten. Als ich nach England zurückkehrte nahm ich ihn mit über den St. Gotthard und fand ihn gänzlich unerschrocken bei jeder Teufelsarbeit, mochte sie groß oder klein sein. Durch Abgründe ließ er sich nicht beunruhigen, wenn er nur Platz genug hatte die Pfoten aufzusetzen, und der Hund, der wie toll vor einer sich kräuselnden Seewelle geflohen war, trottete an der Seite des Keußfalles dahin, gerade als wenn sein Schaum ein zweiter weißer Hund, nur ein wenig größer gewesen wäre.

Als wir nach Paris kamen, hielt er es für seine

Pflicht, so zu tun, als gäbe es diese Stadt gar nicht, noch die Tuilerien und die Rivolistraße, da sie ja nicht der St. Markusplatz waren; — eines Abends aber, als er im Halbschlummer auf dem Sofa im Vorzimmer von Meurice lag und auf der Straße ein venetianisch klingendes Bellen vernahm, sprang er durch das Fenster in dem Glauben, sich auf dem altgewöhnten Vorsprung zu befinden und fiel fünfzehn Fuß tief auf das Pflaster hinab. Als ich hinunterrannte, kam er mir blutend und taumelnd auf der Treppe des Hotels schon entgegen (er hatte sich sofort wieder vom Pflaster aufgerafft), schwankte zwei oder drei Mal hin und her und fiel hilflos auf dem Flur nieder. Ich weiß nicht, ob die Hunde junger Damen ohnmächtig werden, wenn sie verletzt sind, Wisie fiel weder in Ohnmacht, noch winselte er, konnte jedoch nur mit krankhaftem Sprung und unter Zittern aufstehen. Ich schickte nach dem nächsten Tierarzt, welcher versicherte, der Hund werde wieder gesund werden, wenn man ihn einige Tage in einem Hundespital unterbringe. Mein Wagen zum Zug nach London stand vor der Thür; zur rechten Zeit erfuhr ich noch, daß Macdonald im Hotel war, und für Wisie Sorge tragen wolle solange es nötig war. Das arme, kleine, stumme, unglückliche, aufmerksam blickende Hündchen wurde sorgsam in einen netten Korb gebettet (wohin wird man es tragen, denkt sein banges Herz) und blickt seinen Herrn an, um in dessen traurigem Gesicht zu lesen — und kann nichts entzif-

fern; dann wird es eilig hinuntergetragen und findet sich am nächsten Tag halbtot unter Fremden, zwei Meilen vom Hotel am Boulevard entfernt.

Darüber machte sich das kleine Tier im geheimen Gedanken. Es trinkt und ißt dankbar, was man ihm gibt, es verschluckt gehorsam seine Medikamente und dehnt von Zeit zu Zeit die Glieder. Es sieht, daß zwischen dem Boulevard und ihm nur ein Gitter von Weidengeflecht ist. Beim Morgengrauen des vierten oder fünften Tages, glaube ich, sprang es über das Gitter und kam die zwei Meilen dem Pariser Boulevard entlang zu Meurice zurück. Ein bewundernswerteres Beispiel von Instinkt ist wohl kaum je gegeben worden. Macdonald empfing Wisie staunend und der Hund hoffte zuversichtlich, daß dieser ihn wieder zu seinem verloren gegangenen Herrn bringen werde. Der Häuptling von Schellhallien nahm ihn dann mit auf Denmarkhill. Wisie schien zu fürchten, daß noch weiteres Uebel bevorstehe, und wußte nicht ob er bleiben dürfe. Aber er durfte bleiben, ein Lichtpunkt für meine Mutter sowohl wie für mich bis zum Jahre 1858 oder länger.

Jetzt muß ich aber auf die Jahre 1854—56 zurückgehen.

1854. Der Erfolg des ersten Bandes meiner „Modern Painters“ gab mir natürlich Zutritt zu den vornehmen Kreisen Londons, aber damals mehr noch als heute war es mir nur eine Qual, ja, ein Schrecken

mit hohen Persönlichkeiten, aus denen ich mir nichts machte, sprechen zu müssen. Zuweilen allerdings kam dabei auch etwas vor, was mich belustigte oder belehrte. Ich hörte Macaulay das erste Kapitel des Jesaja rezitieren, ohne eine Silbe davon zu verstehen; sah den Bischof von Oxford, wie er von Sir Robert Inglis gelehrt wurde Sherry-Cobbler durch einen Strohhalm zu trinken; und war einer von der andächtigen Menge, die von der Familie Bunsen eingeladen wurde, um sie bunsenisch sprechen zu hören und ihrer Weihnachtsfeier beizuwohnen. Aber in der Regel waren die Stunden, die ich diesen vornehmen Kreisen widmete, eine ärgerliche Strafe für mich, bis, ich weiß nicht nach wie viel Zeit eine Gelegenheit kam, die all diese Buße-Stunden aufwog.

Eines Abends wurde ich, mit mehr Feierlichkeit als gewöhnlich, einer Dame vorgestellt, neben welcher einige Minuten zu stehen oder sich mit ihr zu unterhalten von mir offenbar als eine Auszeichnung aufgefaßt werden sollte. Ich stimmte damit überein, nachdem ich augenblicklich bemerkt hatte, daß man sie nicht ansehen dürfe, wenn man nicht durch ihre Schönheit verwirrt werden wollte, und folgte ihrem Gespräche mit zu Boden geschlagenen Augen. Plötzlich fiel in Verbindung mit Raffael oder Michelangelo das Wort „Rom“ und gleich darauf kam die Rede auf „Weihnacht 1840“. Ich sah auf und blickte in ihr Gesicht, oval, schön, von lichtbraunem Haar umflossen. Nach einer kleinen Pause war ich unhöflich genug,

ihre letzten Worte zu wiederholen: „Weihnacht 1840 — waren Sie damals in Rom?“ „Ja“, erwiderte sie ein wenig überrascht, und nun trafen sich fragend unsere Augen.

Einige Sekunden verstrichen ehe ich wieder zu sprechen wagte.

„Jenen ganzen Winter über verlor ich meine Stunden, um Gelegenheiten aufzuspüren Sie zu sehen.“

Es war wirklich Miß Tollemache, meine Nymphe Egeria von damals, nunmehr Frau Comper Temple.

Sie nahm meine Worte nicht ungnädig auf, ja sie wurde später eine hilfreiche Freundin für mich; hilfreich in der schönsten und glücklichsten Weise. Denn während Lady Trevelyan, der manches in ihrem Hause wider ihren Willen ging, mich lehrte das Leben als einen Kampf mit dem Widerwärtigen aufzufassen, dachte Egeria, der stets alles nach Wunsch ging, auch ich sollte meinen Willen haben und wußte ihn gewöhnlich für mich zu erlangen.

Beinahe unmittelbar danach verwendete sie sich für mich bei Lord Palmerston durch ihren Gatten, der damals gerade der Privatsekretär des Lords war.

Im Jahre 1845 stand ich zufällig mit der Regierung in Unterhandlung wegen der Erwerbung von Tintoretto's Kreuzigung für die Nationalgalerie, — nicht der großen in der Schule des hl. Rochus, sondern jene andere herrliche mit dem Lanzenwalde in der Kirche St. Cassan. Ich schrieb deswegen an Lord Palmerston und glaube, daß wir sie erlangt hätten,

wenn uns nicht Herr Eduard Cheney, aus lauter Mergel einen Stock ins Rad geworfen hätte. Indessen glaube ich, daß Lord Palmerston mit dem, was ich getan hatte zufrieden war und vielleicht einige vertrauenswürdige brauchbare Eigenschaften in mir entdeckt hatte, denn er erlaubte Herrn Comper-Temple mich eines Samstagabends mit nach Broadlands zu bringen. Es war finster, als wir den Süd-West-Bahnhof erreichten. Lord Palmerston empfing mich ungefähr gerade so, wie Lord Oldborough Herrn Temple in Scotts „Patronage“ empfängt. Er überließ mir den Rücksitz und saß selbst mit dem Rücken gegen die Lokomotive. An meiner Seite saß Herr Comper-Temple, Lord Palmerstons Tasche mit Geschäftssachen neben sich. Dieser öffnete sie und sah die Papiere flüchtig durch, sagte einige gastfreie Worte, ich sollte es mir bequem machen, und schließ ein oder blieb wenigstens ruhig, bis wir Romsey erreichten.

Ich kann mich nicht mehr auf unser Diner erinnern, aber jedenfalls mußte ich Lady Palmerston zu Tisch führen und muß mehr oder weniger gefallen haben, denn am folgenden Sonntagmorgen holte mich der Lord zum Gottesdienst in der Romsey-Abtei ab, taute mich auf der Fahrt durch das Dorf auf und setzte mich an diesem Tag zu seiner Rechten. Er leitete die Unterhaltung auf die wildesten politischen Theorien, für die ich bekannt war, stellte spielend ein Kreuzverhör mit mir an und ging ernsthaft auf meine verschiedenen Punkte ein, wobei er mir freundlich und

deutlich zeigte, wo ich in der Praxis Mißerfolg haben würde. Er stritt über kein Prinzip mit mir. Ich glaube, er war zum Teil derselben Ansicht darüber wie ich, nur nicht über die Anwendbarkeit; in jedem Gespräche dagegen, das ich mit Herrn Gladstone führen durfte, focht dieser die Grundsätze vor der Ausführbarkeit an, und was aus dem Streit siegreich hervorging, dessen praktische Brauchbarkeit bezweifelte er. D'Israeli unterschied sich von beiden, indem er sowohl über die Prinzipien, als über deren Anwendbarkeit scherzte, aber nur einmal war er wirklich ganz und gar im Unrecht. Es ist eine lange Geschichte, die sich aus Kleinigkeiten zusammensetzte, aber in ihrer Wirkung war sie folgereicher als manche großen Ereignisse.

Ich ging nie zu offiziellen Dinern, sobald ich es vermeiden konnte; nicht daß ich dort ja unbedingt nötig gewesen wäre, aber zuweilen empfand ich es in meiner Eigenschaft als Professor der Kunst gewissermaßen für meine Pflicht hinzugehen. Und als eines Winters die Prinzessin von Wales kam, um die Kunstgalerien zu besuchen, mußte ich natürlich zugegen sein und machte mich so nützlich als möglich. Und dann kam der Befehl, am Festmahl beim Defak teilzunehmen, wo ich mich nicht besser zu bewegen wußte als ein junges Murmeltier. Indessen, zwischen mir und d'Israeli war nur noch ein Platz, so daß ich seinen Kopf, der mich interessierte, gut sehen konnte, und auf

der andern Seite des Tisches im Mittelpunkt saß die Prinzessin, die ich als Entschädigung für die Kümmernisse dieses Lebens hin und wieder ansehen durfte. Niemand verlangte von mir, daß ich über irgend etwas sprach, und ich gewann nach einiger Zeit so weit meine Seelenruhe wieder, daß ich d'Israelis Unterhaltung zuhören konnte, was sehr hübsch war. Ich glaube, wir sprachen sogar einmal ein paar Worte zu einander über den Salm. Und dann bemerkte ich, wie ein lebhaftes Gespräch um die Tafel ging, sah, wie es bis zur Prinzessin gelangte und ein Blick d'Israelis ließ mich denken, es handle sich um mich, was auch in der That der Fall war.

Einen oder zwei Tage zuvor hatte Saturn, mein böser Stern, mich mit der gewohnten Feindseligkeit behandelt, als ich mit „Alice im Wunderland“ ein Komplott geschmiedet hatte. An diesem Abend waren nämlich Dekan Liddell und seine Frau zum Diner nach Blenheim befohlen, und da ich mich bei Alice beklagt hatte, daß ich sie nie sähe, nachdem ich sie doch von Kind auf gekannt hatte, empfahl sie mir hinüberzukommen, wenn ihre Eltern nach Blenheim gefahren wären; dann würden Edith und sie mir eine Tasse Thee geben und ein bißchen vorsingen, während Rhoda mir zeigen sollte, wie weit sie mit ihren Zeichnungen und ihrer Geometrie gekommen sei. So wollten wir's also machen. Da es eine tolle Schneenacht war, stand nicht zu erwarten, daß jemand nach Dunkel-

werden zum Dekan kommen würde. Alice muß mir wohl eine kurze Notiz geschickt haben, daß die Luft auf dem östlichen Ufer von Tom Quad rein sei. Ich schlüpfte aus meinem College in den Beckwater-Hof, schüttelte den Schnee von meinen Kleidern, fand einen Armstuhl für mich bereit, ein helles Kaminfeuer, fröhliches Lachen, hübsche Musik in Aussicht und Thee in Vorbereitung.

Edith hatte den Thee gerichtet und Alice machte sich mit dem Gebäck zu schaffen, ob Rhoda da war, weiß ich nicht mehr (denn wo Edith war kümmerte ich mich nicht viel um die Anwesenheit anderer), als sich plötzlich in das Säusen eines heftigen Windstoßes, dem man zutrauen konnte, er habe am Himmel einige Sterne ausgeblasen, das Geräusch knirschenden Schnees mischte, das von der Haustür hereindrang. Die Kinder liefen alle hinaus, um zu sehen was es gäbe und ich folgte langsam: und draußen, mitten in der Eingangshalle standen der Dekan und seine Gemahlin, und die Lakaien voller Bestürzung. Und ringsum herrschte tiefe Stille — und —

„Wie unangenehm muß es Ihnen sein, uns zu sehen, Herr Ruskin!“ begann schließlich Frau Liddell.

„In der That, es ist mir nie unangenehmer gewesen“, gab ich zurück, „aber was gibt es?“

„Ja“, sagte der Dekan, „wir konnten nicht einmal durch die Parks hindurch kommen; der Schnee muß einen Klaster tief auf dem Woodstockweg liegen. Aber lassen Sie's gut sein, wir wollen uns ganz artig und

ruhig verhalten und nicht im Wege sein. Gehen Sie zu Ihrem Thee zurück, wir wollen unsere Mahlzeit unten einnehmen."

Und so geschah es, aber wir konnten Papa und Mama nicht aus dem Wohnzimmer fern halten, nachdem sie gegessen hatten und ich ging, um schöne Stunden betrogen, zu meinem College-Gebäude zurück.

Ob nun der Dekan es der Prinzessin erzählt hatte oder seine Frau, oder die Mädchen selbst, weiß ich nicht; jedenfalls ging die Geschichte rings um die Tafel und d'Israeli war in zehn Minuten genau über jede Einzelheit unterrichtet, niemand wußte, wie. Als die Prinzessin aufstand, hatte sie offenbar die mitleidige Regung mir eine Freundlichkeit zu erweisen und sehr bald kam sie in den Salon, um den Bericht des Slade-Professors entgegenzunehmen.

Im Salon des Dekans wartete, wer nicht bei der Tafel zugegen war, um sein Teilchen von der Prinzessin zu haben, das jedem Oxforder offiziell gebührte, und am nächsten Tage in den Blättern erwähnt zu werden. Die Prinzessin, welche wußte, wen sie mit ihrer Unterhaltung auszeichnen mußte oder nicht auszeichnen durfte, ohne daß ganz Oxford am nächsten Tag auf dem Kopfe stand, schritt einfach auf die Leute zu, denen sie die Ehre einer Audienz angedeihen lassen wollte und hielt dann inne, um zu hören was sie vorbrachten. Ich sah, daß ich nun an die Reihe kam und der Tierkreis brachte mir das freundlichste

Bild nahe. Sie stand vor mir und die anwesenden Sterne und sonstigen Geschöpfe horchten auf, was das kleine Mürmeltier zu sagen habe.

In der kurzen Zeit von etwa anderthalb Minuten erzählte ich der Prinzessin, daß die Landschaftsmalerei von den Leitern der Colleges nur wenig und von den Untergraduierten noch weniger gepflegt werde, und daß meine Schülerinnen stets von mir erwarteten, ich könne sie in sechs Stunden malen lehren wie Turner. Als ich sah, daß ich mich in Schwierigkeiten verwickelte, hielt ich inne und die Prinzessin mochte wohl fühlen, daß ich sie auf ein heikles Gebiet führte; sie neigte sich höflich und schritt zum nächsten Professor weiter.

Die Menge, welche ein Kompliment im schwungvollen Stil der Modern Painters von mir erwartet hatte, war außerordentlich enttäuscht und es schien plötzlich ein freier Raum um mich zu entstehen, als die Tür des Kinderzimmers sich öffnete und Rhoda in Gesellschaftstoilette heraustrat.

Allerliebste! Nur das Kleid ein wenig zu kurz, die Knöchel ein wenig zu zierlich und der Ton des rosafarbenen Bandes ein wenig zu tief; keineswegs das Mädchen, das meine Vorlesungen besuchte, sondern das reizendste kleine Reis Rhododendron, das je im Alpental glüht.

D'Israeli ersah sogleich seinen Vorteil. Indem er sich zu voller Höhe aufrichtete, schritt er vor und Rhoda entgegen. Aller Augen richteten sich auf ihn.

Mit freundlicher Ehrerbietung bewegte er die Hand und stellte der Welt vor: „Hier ist, so viel ich weiß, die junge Dame, für deren Ausbildung in Kunstgeschichte sich Professor Ruskin so sehr interessiert.“

Und ich hatte nichts zu erwidern, denn ich hatte ihr nie in meinem Leben eine Stunde gegeben und konnte doch mein Interesse nicht in Abrede stellen. Ich konnte mich nur wie ein Murmeltier verbeugen und floh aus dem Gesichtsfeld der Gesellschaft auf mein Zimmer.

Diese Blanderei hat mich abgeleitet von dem, was ich eigentlich in diesem Kapitel erzählen wollte, von dem Eindruck, den das Hospiz auf dem St. Bernhard im Gegensatz zur Einsiedelei des heiligen Bruno auf mich machte. Ich muß einige Züge aus der alten schweizerischen Geschichte entwerfen, an welche ich den Leser zuerst erinnern muß, ehe er verstehen kann, warum ich den Wunsch hatte, die zerfallenen Türme von Freiburg, Thun und Rheinfelden zu zeichnen.

In dem Bergkönigreich, das ich durch das Recht der Liebe beanspruchte, als ich es zum ersten Mal vom Col de la Faucille sah, stehen die himmelhohen Berge, die „ewigen Wolken“, deren Herrlichkeit nicht verbleicht, in Gruppen von so ausgeprägter Gestalt beisammen, daß jeder sorgfältige Beobachter, der sie einmal von Norden oder Süden gesehen hat, jede einzelne in ihrer eigenartigen Schönheit wiedererkennt. Von diesen ist in der ganzen Schweiz und, so viel ich

gelesen und erfahren habe, in der ganzen Welt, die Jungfrau bei Lauterbrunnen der herrlichste Berg; nach ihr das Wetterhorn und das Wellhorn mit ihrem Gletscher von Rosenlauri und schließlich die Aiguille von Bionnassay, der Strebepfeiler des Mont Blanc im Süd-Westen; nach diesen schönsten folgen die verschiedenen Gipfel der Alpen von Bern, Chamonix und Zermatt, je nach ihrer Größe und der mehr oder minder vorteilhaften Lage, die sie für den Beschauer einnehmen. Deshalb macht die Blümlisalp weit mehr Eindruck als der Mont Combin, der doch beinahe so hoch ist, wie der Mont Blanc, aber nur mit Schwierigkeit und in keinem Zusammenhang mit tiefer gelegnem Lande zu sehen ist.

Unter den untergeordneten Gipfeln sind es fünf, die als vorgelagerte, mächtige Berge überwältigend groß vor einem stehen, wenn man sich der großen Alpenkette nähert: die Tournette bei Anney, der Dent du Midi von Bex, das Stockhorn südlich von Thun, der Pilatus bei Luzern und der Hohe Säntis bei Appenzell. In der Kette selbst aber kann keiner der niederen Berge sich mit dem Mont Velan messen, dem Gipfel, der den großen St. Bernhard beherrscht.

Er ist das weithin sichtbare Wahrzeichen der großen natürlichen Verbindungsstraße, die über den großen St. Bernhard Frankreich und Italien verbindet. Man sieht ihn von beiden zuführenden Tälern aus, dem von Aosta und dem von Martigny und das Rhonetal hinunter von St. Moritz bis Vevey.

Der Paß selbst ist zur Sommerzeit, zu Pferd wie zu Fuß, leicht gangbar und sogar im Winter nur bei Sturm gefährlich. Von den frühesten Zeiten bis auf Napoleon war es der erkorene Paß der größten Herrscher und weisesten Missionare. Die Simplon-Schlucht war im zwölften Jahrhundert noch unpassierbar und das Bistum Wallis infolgedessen ein isoliertes Gebiet, das bei Martigny abzweigte. Von oben unangreifbar, außer in Verbindung mit dem Kloster St. Bernhard und der Abtei St. Moriz, die sowohl der burgundischen und schweizerischen Heeresmacht, als den Horden der Sarazenen die Spitze boten.

Ich muß den Leser daran erinnern, daß zu der Zeit, da die Schweizer Geschichte beginnt, Frankreich noch nicht in seiner heutigen Größe bestand. Es gab eine heilige Isle de France und eine Anzahl Städte: Amiens, Paris, Soissons, Rheims, Chartres, Sens und Troyes, alle durch und durch französisch in Kunst und Glauben. Aber rings um dieses fränkische Zentrum lagen die Picardie, Normandie, Bretagne, Anjou, Aquitanien, Languedoc und die Provence, als unabhängige, nationale Mächte, und im Osten der Côte d'Or das starke, selbständige Königreich Burgund, das Jahrhunderte lang mit Deutschland um die Herrschaft in der Schweiz rang, und von deren hohem Allpenthron aus um die Herrschaft in Europa.

Das war, wie gesagt, um die Zeit, da die Geschichte der Schweiz als solche beginnt. Als ein

Teil der allgemeinen christlichen Geschichte fängt sie ein Jahrhundert früher an, als im Jahre 773 Karl der Große seine Franken nach Genf zusammenrief, um in Italien einzufallen. Er teilte sein Heer, stellte an die Spitze jeder Abteilung Schweizer Bergvolf und ließ die eine unter seinem Oheim Bernhard, dem Sohne Karl Martells, über den großen St. Bernhard gehen, während er selbst die andere über den Mont Genis führte. Es heißt, Karl der Große habe für diesen Marsch den Waldbewohnern der Mittel-Alpen ihre Banner verliehen, Uri den Stier, Unterwalden die Kuh und Schwyz das Horn; gewiß ist, daß nach seinen italienischen Siegen die Schweiz der lebendige Mittelpunkt der Zivilisation für sein ganzes Reich wurde. „Deshalb“, sagt Gaullieur, „ist die Heldengeschichte des alten Zürich und die Annalen des Thurgauens und Rätthiens voller denkwürdiger Taten des Kaisers des Westens. Beiläufig erwähne ich hier der Legende, welche die Gründung der Wasser-kirche zu Zürich an das Erscheinen einer wunderbaren Schlange knüpft, die an die Stelle am Ufer der Limmat kam, wo der Kaiser all seinen Untertanen Recht sprach, um seine Gerechtigkeit auch für sich anzurufen.“

Der Leser muß wissen, daß das bernsteinfarbige Wasser des Zürichersees und der Limmat in alten Tagen vor allen Alpenwässern für das Urbild der Reinheit galt. Das tiefere Blau der Reuß und Rhone wird in geringerer Tiefe dunkel und gibt immer die Vorstellung, als ob irgend eine mineralische Bei-

mischung die Farbe verursache, und die Aar ist schon lehmig, ehe sie nach Bern kommt. Aber der blaßblaue, kristallklare Zürichersee mit den munteren Fischen, und die Limmat mit ihrem raschen Gefäll und fleckenlosen Wirbeln, die ihren ganzen Weg von den Felsen von Baden an bis zur Reuß zieren, bleiben Sommer wie Winter von einer beständigen, heiligen, unverletzten, übernatürlichen Lieblichkeit.

An diesem Limmatufer saß Kaiser Karl, um Recht zu sprechen, wie einst Knut am Meere. Die Züricher „Wasserkirche“ am Austritt der Limmat aus dem See ist von ihm gebaut; während die Kathedrale aus einer Zeit stammt, die sich weniger ins Dunkel der Sage verliert.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts erhoben gleichzeitig Rudolf der Zweite, König von Burgund und Burkhard, Herzog von Schwaben Anspruch auf die Schweiz; im Kampfe siegte zuletzt der deutsche Herzog bei Winterthur, doch mit so großer Anstrengung, daß er es vorzog, seinen Gegner zu seinem Verbündeten zu machen und so gab er ihm seine Tochter Bertha als Friedensunterpfand zur Gemahlin.

Bertha, die Tochter Herzog Burkhard's und Regilindas, war damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Die Hochzeit fand erst im Jahre 921 statt, eine denkwürdige Feier; manches Gebet mag zum Himmel emporgestiegen sein als Dank für den Beginn einer glücklicheren Zeit für Burgund, die Schweiz und Deutschland. Während der ersten zehn Jahre nach

seiner Vermählung, vertrieb ihr Gemahl im Verein mit Heinrich dem Vogler die Sarazenenhorden und die Ungarn aus den Alpen. Darauf machte sich Bertha ans Werk, die Spuren ihrer Verwüstungen zu tilgen; durch das ganze Land baute sie Burgen, Klöster, befestigte Städte und Zufluchtstürme. Im Jahre 930 richtete sie Stadt und Kirche zu Solothurn wieder auf, im Jahr 932 die Kirche zu Montiers im Jura und gründete im selben Jahre das Stift Amfoldingen bei Thun und die Kirche in Neuchatel; endlich, um 935 die Kirche und den Konvent zu Zürich, wo ihre Mutter Regilinda 944 Abtissin wurde und es bis zu ihrem Tode blieb.

Die Königin Bertha selbst residierte meist nicht weit von diesem Kloster entfernt, in einer Burg auf dem Albis. Im Jahr 950 betrauerte sie den Tod ihres Schwiegersohns Lothar und die Gefangenschaft ihrer Tochter Adelheid auf dem Garda-See. Aber Otto der Große rächte Lothar, vertrieb Berengar aus Italien und vermählte sich mit Adelheid. Er setzte Konrad von Burgund wieder auf den Thron von Burgund und der Schweiz; und nun begann Bertha, stark durch den Schutz des Königs, ihres Sohnes, und des Kaisers, ihres Schwiegersohnes, unterstützt von ihrer Mutter, der Abtissin im Konvent der „Dames Nobles“ zu Zürich, ihr umfassendes Wohltätigkeitswerk in der ganzen Schweiz.

Zur Sommerszeit, wenn sie, von ihrem Rocken spinnend, durch ihre Lande zwischen dem Jura und

den Alpen ritt, pflegte sie wie die Legende berichtet, nur einen Bauernknecht bei sich zu haben, der ihr Pferd führte. Auf diese Weise lernte sie ihr Landvolk und seine Hütten und Felder kennen durch das ganze Land von Zürich bis Genf und erwies sich hilfsbereit, wo sie konnte, zwölf Jahre lang.

Im Jahre 962 gab ihr Sohn ihrer Abtei Bayerne eine beinahe monarchische Autorität und Münzrecht. Bald danach, als ihr Vetter Ulrich, der Bischof von Straßburg war, auf Besuch kam, suchte Bertha mit ihm und dem König (ihrem Sohn) alle Stiftungen auf, die sie gegründet hatte, und weihte die Kirche von Neuchâtel der heiligen Jungfrau. Um dieselbe Zeit wurde auch das Kloster auf dem Großen St. Bernhard gegründet.

Ihr Todesjahr finde ich nicht aufgezeichnet, aber ihr Sohn Konrad starb im Jahr 993 und wurde neben seiner Mutter in Bayerne beigesetzt.

Während des ganzen elften Jahrhunderts und über die Hälfte des zwölften nahm in der Schweiz die Macht von Berthas Einrichtungen und der Kirche stetig zu; doch allmählich wuchs ihr Reichthum an Grundbesitz zu einer Art feudaler Hierarchie heran, gegen welche, sowie gegen die Macht der Adelligen, die beständig miteinander in Fehde lagen, Herzog Berthold der Vierte von Zähringen im Jahre 1178 die Gründung von Freiburg im Aechtland ins Werk setzte.

Der höchste Punkt der neuen Stadt war das Schloß Tyr oberhalb der steilen, abgedachten Felsen, welche

die Sarine begrenzen, der alte Sitz der Grafen dieses Gaues, und wie man annimmt, die Wiege des Hauses Thierstein. Berthold nannte seine neue Stadt Freiburg, wie seine Hauptstadt im Breisgau, weil er ihr in der That dieselben Freiheiten und Gerechtsame verlieh, wie dem badischen Freiburg. Ein Gebiet von etwa vierzig Kilometer im Umkreis, wurde Freiburg im Aechtland verliehen, der Landstrich, der noch heute „die alten Lande“ heißt. Ein Teil der neuen Kolonisten kam aus dem Breisgau, andere aus dem romanischen Waadtland; die Deutschen lebten im Tal, die andern auf den Höhen. Erbaut auf der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland war Freiburg der Berührungspunkt zweier bisher feindlichen Nationen und die „Handfeste“ von Freiburg diente allen übrigen Stadtverfassungen in der Schweiz zum Muster. Bis auf den heutigen Tag ist die Stadt in zwei Teile und zwei Sprachen geteilt.

Das war im Jahre 1178. Zwölf Jahre später machte Berthold der Fünfte, der größte und beste aller Zähringischen Herzöge, aus dem Dorf Burgdorf im Emmental die Stadt Berthoud, die wahrscheinlich nach ihm genannt ist, und legte im Jahre 1191 den Grundstein zur Stadt Bern.

Er wählte dafür einen Platz in königlichem Gebiet, weil er eine Reichsstadt gründen wollte; die Stelle, die er dazu auswählte, lag nahe einer Burg, die im Jahrhundert vorher den Habsburger Königen gelegentlich zum Wohnsitz gedient hatte. Es ist eine

lange hochgelegene Landzunge, beinahe eine Insel, deren zerrissene Abstürze von der Aar umspült werden. Runo von Babenberg, des Herzogs Marschall erhielt den Auftrag, die Insel mit der unbedeutenden Ansiedelung darauf, zu befestigen; daraus ist inzwischen die mächtige Stadt Bern geworden, deren Ruhm zunächst in dem demokratischen Sinne ihrer Bürger und später in der Gewandtheit ihrer Aristokraten bestand, deren feine Staatskunst, fest, beharrlich und ehrgeizig, sich in alle bedeutungsvolle Angelegenheiten der benachbarten Länder mischte und eine Macht wurde, mit der die größten Herrscher zuweilen rechnen mußten.

Schließlich erbaute Berthold noch das Schloß in Thun, an der Stelle, wo die Aar aus dem See austritt, eine Burg, welche, wie man noch heute sehen kann, die ganze Ebene bis nach Bern hin und die Heerstraße zum Oberland beherrschte.

So bildeten die drei Städte Freiburg, Bern und Thun die dreifache Festung der Herzöge von Zähringen, verstärkt durch ein Bürgertum, welchem sie bis dahin unerhörte Vorrechte eingeräumt hatten. Diese verbündete herzogliche und bürgerliche Macht nahm die ganze Gewalt über die eigentliche Schweiz für sich in Anspruch, gegen die Grafen von Savoyen im Süden, die burgundischen Fürsten im Osten und die kirchlichen Herren Italiens; setzte die Bischöfe von Sion im Wallis ein, das sich damals von der Seemündung der Rhone bis ins Waadtland

hinab erstreckte, und besetzte, dem Vermächtnis der Königin Bertha gemäß, den Thron von Bayerne.

Die Mönche dieser königlichen Abtei, welche ihre alten Rechte über das Waadtland durch die Existenz Freiburgs bedroht sahen, widersetzten sich dem Bau der St. Niklauskirche dort, indem sie behaupteten, daß der Grund und Boden, der dafür bestimmt sei, ihrer Abtei gehöre. Berthold der Vierte war schon im Begriff die Mönche auf ihrem eigenen Felsen anzugreifen, als die Edelleute von Waadt sich ins Mittel legten.

Bier von ihnen, Amé Graf von Genf, Bauthier von Blonay, Konrad von Estavayer und Rudolf von Montagny zwangen Berthold, den Mönchen das strittige Land zu überlassen und ihre Privilegien durch eine Urkunde zu bestätigen, die im Jahre 1178 ausgefertigt wurde. Kirche und Kloster zu Freiburg wurde gegründet unter ihrer Herrschaft. Die Stadtverfassung von Freiburg wurde, ob es die Zähringer Herzöge voraussehen oder nicht, der fruchtbare Keim zu einer neuen sozialen Gestaltung. Die „Kommune“ entwickelte sich zum „Kanton“, und „aus der wohlthätigen Aera kommunaler Freiheit wuchsen die konstitutionellen Freiheiten und die legislative Gewalt der modernen Gesellschaft hervor“.

So weit Gaullieur, von dessen Witwe ich mein Chalet in Morney mietete und dessen Sohn ich nach besten Kräften lehrte, den Abhang des Salève unterhalb der Ruinen des alten savoyischen Schlosses, von nutzlosen Steinen zu säubern.

In der Nähe desselben, auf dem Gipfel eines kegelförmigen Bergthrones, wohnte in seinem Landhaus den ganzen Sommer hindurch mein lieber Freund und Arzt, der alte Doktor Goffe von Genf, dessen Berggarten, ungefähr dreihundert Fuß oberhalb des meinigen, von den noch stehenden Mauern und Ecktürmen des Schlosses von Savoyen eingeschlossen wurde; der Doktor hatte den untersten Turm ausbessern lassen, damit das Regenwasser, das den steilen Gartenabhang herunterschoß, darin aufgefangen werden konnte, und der goldene Sonnenschein des Salève es nicht wieder auffog.

„Das war ein Kriegsturm“, sagte der alte Doktor triumphierend, als er mich zum ersten Mal an den Grenzen seines Gutes entlang führte, „sehen Sie, das war ein Kriegsturm, ich habe eine Flasche daraus gemacht.“

Aber diesen Spaziergang an den Burgmauern entlang machte ich lange nach den Zeiten des Mont Velan, von denen ich hier erzähle, und wenn ich jetzt dazu zurückkehre, mag sich der Leser die Heimat der vier Ritter aus dem Waadtland ins Gedächtnis zurückrufen, die für das Kloster der Königin Bertha eingetreten waren: Amé von Genf, Bauthier von Blonay, Konrad von Estavayer und Rudolf von Montagny.

Amés Schloß zu Genf stand auf der Insel, wo sich jetzt der Glockenturm erhebt und ist seit lange zerstört; von Estavayer und Montagny weiß ich nichts, aber

Schloß Blonay steht noch, wie Chillon, oberhalb Vevey am Haupte des Sees, doch hat es sich allmählich zur Behaglichkeit einer gemüthlichen Wohnstätte umgewandelt; seine Kriegstürme tragen hölzerne Ballustraden und sind in heiterer Vornehmheit gekrönt von hübschen kleinen Thürmchen und Spizen. Ringsum Obstbäume und kletternde Blumen; die Burggräben alle zu Gärten gemacht, die umliegenden Gefilde voller Lilien und Mehlkraut, dazwischen leuchtendes Blau von Veilchen oder Enzian. Die vormals zum Schloßgut gehörenden Bauern sind noch heimisch in dem freundlichen Dorf oder wohnen in ihren zerstreut liegenden Häusern, hier in Apfelblüten versteckt, dort von Kirschenblüten wie von Schnee überschüttet.

Ich erzählte schon, wie vergnüglich es mein Vater fand, sich in den Drei Königen zu Vevey aufzuhalten, während ich oben zwischen den Aiguilles von Chamonix herumkletterte; in späteren Jahren anerkannte ich seinen Geschmack und blieb zufrieden mit ihm in Vevey, so lange er wollte, und fühlte mich für mein Teil auf den Feldern und den Bergabhängen rings um Schloß Blonay immer ganz glücklich. Da es meinen Eltern nicht schwer fiel, bis dort hinauf zu steigen, so begleiteten sie mich gewöhnlich bis hierher, wenn ich höher in die Berge wollte und warteten mit unserer alten Dienerin Lucy Tovey, (die wir zuweilen mit auf Reisen nahmen, damit sie die Orte sah, von denen wir immer erzählten), bis ich mit meinem Zeichnen oder Hämmern fertig war und

wir alle zum Mittagessen um vier Uhr durch die Weinberge heimgingen. Den Abend hatte ich dann für mich, damit ich den Dent d'Oche und die südlich nach Genf hinabziehende Felsenkette bei Sonnenuntergang studieren könne.

So wurde uns Bevey mit der Zeit die vertrauteste aller Heimstätten in der Fremde. In Venedig dachte meine Mutter immer, die Gondeln könnten umschlagen, zu Chamoniß fürchtete mein Vater, ich könne in die Spalten des Mer de Glace fallen, in Pisa hatte er mich einmal, als wir an der Spina-Kapelle vorbeifuhren, in deren Anblick ich versunken war, durch die Frage gekränkt, „was soll ich dem Kutscher geben“? und in Florenz gefiel es ihm, die entzückende Schönheit der Bilder Cimabues zu bestreiten. — Aber in Bevey waren wir alle eines Sinnes: mein Vater fühlte sich in den Weinbergen zu Hause, meine Mutter hatte Obstgärten und Narzissenwiesen so gern wie ich, und ich selbst hatte den Dent du Midi für den Anblick ewigen Schnees, wenn auch in der Ferne, den Rochers de Naye erreichbar, sobald ich bergsteigen wollte, Chillon als geschichtliche und poetische Anregung, den See in seiner ganzen Breite von Lausanne bis Meillerie um Turnerische Morgennebel und Sonnenuntergänge daran zu studieren und Mondnächte, in denen der Mond herunterstrahlte wie ein Gletscher frosterstarrten Goldes. Mußte man einmal nach Genf hinunter, so standen kleine Dampfer zur Verfügung — klein wie kein Sterblicher von heute

sie sich vorstellen kann; man konnte wahrlich Angst haben, ein weiterer Korb Aepfel sei zu viel für das kleine Fahrzeug, nachdem es an den Landungsstegen das zahlreiche Marktvolk aufgenommen hatte. Das Schiff hielt an allen kleinen Orten am nördlichen Ufer, und da die Mehrzahl der Fahrgäste Landleute zu sein pflegten, waren die kleinen Kabinen oft ganz unbenutzt.

So trafen wir es eines Tages, als wir von Bevey nach Genf fuhren. Da es auf dem Verdeck heiß war, gingen wir in die kleine Kajüte hinab, an deren Fenstern das von den Rädern gepeitschte Wasser als herrliche Ströme von Smaragd und Silber vorbeischoß. Außer uns — das heißt, meinen Eltern, der alten Anna und mir — war nur noch eine Familie im Zimmer, die wir, und wie sich herausstellte mit Recht, für Amerikaner hielten. Es war eine Mutter mit drei Töchtern und ihrem Sohn von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, unter dessen Führung sie reisten. Wir waren durch den Tisch getrennt, auf dem ein paar Zeitungen mit den gewöhnlichen, wenig interessanten schweizerischen Neuigkeiten, und ein oder zwei alte Karikaturenbücher lagen. Draußen rauschte nach wie vor das grünsilberige Wasser; keine der beiden Familien sprach etwas, doch bemerkte ich, wie der junge Amerikaner gelegentlich mit seinen hellen Augen forschend zu meinen Eltern herübersah.

Wenige Minuten nachdem ich seine aufmerksamen

Blicke bemerkt hatte, stand er auf und schritt mit dem gewinnendsten Lächeln, das ich je auf einem Gesichte sah, quer durch das Zimmer auf unsere Seite und wandte sich mit dem aufrichtigen Ausdruck wirklichen Vergnügens, uns zu treffen, an meinen Vater. Er wisse, wer wir sind, sagte er, sei froh uns hier zu finden und bitte um die Erlaubnis seine Mutter und Schwestern vorstellen zu dürfen.

Die hellen Augen, die klangvolle Stimme, das liebenswürdige Auftreten des jungen Mannes hatten meinen Vater im ersten Augenblick gewonnen. Der Neuengländer setzte sich zu uns und seine Mutter und Schwestern schienen die kleine Dampferkabine sofort in das Empfangszimmer ihres eigenen Hauses zu verwandeln. Die Zeit bis zur Ankunft in Genf verstrich nur zu rasch und wir verabredeten, uns nach ein paar Tagen in St. Martin wieder zu treffen.

So lernte ich, nach Dr. John Brown, meinen zweiten Freund kennen, der mir mein erster wahrer „Tutor“ geworden ist: Charles Eliot Norton.